Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 6 (1916)

Heft: 19

Artikel: Johann Benders Heiratsjahr [Schluss]

Autor: Huggenberger, Alfred

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-636296

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 09.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 19 — 1916 | Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst | den 6. Mai

Gedruckt und verlegt von der Buchdruckerei Jules Werder, Spitalgasse 24, Bern

Klage.

Von O. Braun.

Wo sind sie, die lieben, süßen
Träume aus der Kindheit Land?
Sie verdarben,
Ach sie starben
Wie die Wellen, die zerfließen
An des Meeresklippenstrand.

All' des Herzens heiße Klagen
Um das längst verlorne Glück,
Alle Träume
Nach den schönen
Selig goldnen Jugendtagen
Bringen nimmer sie zurück.

Und kein Weg führt jemals wieder
In das Kinderland hinein . . .
Könnt' ich springen,
Jubeln, singen
Einmal noch die frohen Lieder:
O, wie glücklich wollt ich sein!

Johann Benders Heiratsjahr.

Von Alfred Huggenberger. 4.

Nach manchem Hin- und Herstudieren wurde ich mit mir selber schlüssig, beim Nagler in Holzachern Rat zu holen, dem man ein besonderes Geschick im Einfädeln von Heiraten nachredete und der sich um den Buchberg herum schon manchen Kuppelpelz verdient hatte.

Der Nagler tat im Anfang sehr zurückhaltend, als ich ihm von meinen Sachen erzählte und ihm darlegte, wie ich nun wirklich der Verhältnisse halber nahezu gezwungen sei, mich nach einer passenden Person umzutun. Es lägen ihm zwar Sachen sozusagen in der Hand und er könnte mit Gelegenheiten hausieren gehen; aber, so vielen er schon zum Glück verholfen, fast von allen habe er nachher des Teufels Dank bekommen, weshalb ihm sozusagen nicht mehr daran gelegen sei, für andere Leute umsonst den guten Ruedi zu machen. Ich nahm meinen Hut in die Hand und wollte kurzerhand gehen, worauf er mir ein Glas Most einschenkte und mir zu verstehen gab, so zu pressieren brauche ich nicht. Weil er meinen Vater wohl leiden möge und auch meine Großeltern schon gekannt habe, sei es gar nicht ausgeschlossen, daß er diesen Fall doch noch erledige. Nach einigem Nachdenken fuhr er sich langsam mit dem Zeigefinger nach der Nasenspitze und sah mich mit einem triumphierenden Blicke an. „Bereits erledigt! Wenigstens von mir aus!"

Er ging einigemal in der Stube hin und her und blieb hierauf dicht vor mir stehen. „Wie alt darf sie sozusagen sein?"

Ich sagte ihm, daß ich seit bald drei Jahren die Stimmkarte hätte und daß ich den Jahrgang allerdings auch ein wenig in Betracht ziehen würde.

Er war bereits in einen löblichen Eifer gekommen. „Das Alter stimmt, sozusagen. Früh genug ist's ja freilich für euch zwei, mehr als früh genug. Aber die Sachen liegen jetzt halt so. Wenn die Sachen nicht so lägen, müßte ich sagen: es ist noch zu früh."

Nachdem er mir nun mit einigen großmütigen Bemerkungen drei Fünffränkler abgenommen, setzte er sich dicht neben mich hin und teilte mir im tiefsten Vertrauen mit, daß ich sogar von zweien die Wahl habe. Es handle sich nämlich um zwei Schwestern, sozusagen zwei Basen von ihm; Frauenzimmer wie Bilder, die im Schmalengrüt, eine Viertelstunde ob Melchenbrunn, daheim wären. Zwei Seidenweberinnen, jedoch auch in der Landarbeit bewandert. Jede von ihnen bekäme elfhundert Franken bar und dazu hätte die ältere, die Sabine, eben vor drei Wochen von ihrer Taufgotte ein Kassenheft mit vierhundert Franken testiert bekommen. Die Wahl müsse mir also sozusagen nicht weh tun. Auch wegen des Wörtleins Ja müsse es keine Not haben, er werde mir gehörig vorarbeiten und den Boden legen. Nur dürfe ich sozusagen keine Minute verlieren, weil das Glück bekanntlich schnellbeinerig sei.

Um mir das „schnellbeinerige" Glück ja nicht entrinnen zu lassen, noch mehr aber aus Besorgnis, der Kaspar möchte es vor mir beim Zopf oder beim Rockärmel kriegen, machte ich mich gleich am folgenden Sonntag nach Melchenbrunn hinüber und nach Grüt hinauf. Auf dem Wege legte ich mir noch einmal alles zurecht: so wollte ich's halten und nicht anders! Auf die Augen durfte es diesmal schlechterdings nicht ankommen; das mußte für später ein großer

Vorteil sein. Denn wenn man nicht seine fünf Sinne für sich behielt, so mußte es mit dem Meistersein im Hause nachher bald seine Schwierigkeiten haben.

Und dann die vierhundert Franken. Mein Verstand konnte denn doch nicht in einer so schmalen Ecke daheim sein, daß ich nicht hätte ausrechnen können, um was es sich da handelte. Wenn ich das Geld an Zins legte, so hatte ich in zwanzig Jahren beinahe tausend Franken in Händen. Und dann noch einmal zwanzig Jahre! Mit zweitausend Franken ließ sich vielleicht unser Haus umbauen und anders einteilen, so, wie man es von Anfang an hätte machen müssen . . .

Aber das Sprichwort sagt nicht umsonst, der Markt lehre kramen. Die ältere der beiden Schwestern war so häßlich, daß ich mich jedesmal entschuldigen zu müssen glaubte, wenn ich sie eine Sekunde lang ansah. Sie hatte bewegliche Aeffleinaugen und eine Schnabelnase. Es ist mir wahrhaftig in meinem Leben, so gut und so schlecht ich auf die andere Sorte acht gab, kein Weibsbild vor Augen gekommen, das ich ihr hätte an die Seite stellen können. Gewiß, die Unterbuchener hätten ewig hinter mir her gesagt: „Wo hat denn der Bender-Johann in jenem Jahr die Augen gehabt?"

Die Wahl brauchte mir also richtig nicht weh zu tun, obschon auch die jüngere, die Lydia, mir anfänglich nicht recht einleuchten wollte. Nach meinem Dafürhalten hätte sie sich insbesondere um ihr kurzes Braunhaar etwas weniger Mühe geben dürfen mit Brennen und Aufstecken. Ich mußte mich immer fragen, ob wohl so ein Aufputz in unser Haus, in den Rebberg oder auf einen Runkelacker passen würde?

Daneben hatte sie aber, wenn auch ihr Gesicht fast etwas zu breit war, einige ganz besondere Gaben. Zum Beispiel konnte sie beim Reden die Augen oft unversehens aufschlagen und einem einen Schelmenblick anwerfen, ganz so, als ob man mit ihr zusammen mindestens um siebzig Geheimnisse wüßte.

Im übrigen ließ es die Sabine keineswegs an Versuchen fehlen, meine Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, was ihr auch hin und wieder gelang, freilich nie zu ihrem Vorteil. Ueberhaupt mußte mich der Nagler zum mindesten als halben Millionär angemeldet haben. Die Schwestern traktierten mich mit Wurst und Fleischkäse und die Sabine sagte mehrmals, wenn sie halt ganz bestimmt auf mein Kommen hätte rechnen können, so hätte sie für mich etwas Besseres aus der Metzg geholt. Wenn ich eine etwas fragte, antworteten immer beide zugleich. Obschon ich die jüngere gleich von Anfang an offen bevorzugte, machte die andere doch immer erneute Versuche, mich mit sich ins Gespräch zu ziehen. Sie wiederholte fast jede dritte Minute, mein Besuch habe sie nun wirklich geehrt. Man könne zwar, wenn man in einem gewissen Alter sei, nicht genug auf Anstand und Sitte halten; aber sie merke schon, auf den Vetter Nagler könne man sich verlassen wie auf ein Haus.

Wenn ich mir das im Anfang auch kaum hätte träumen lassen: die Lydia wußte mich in kurzem so für sich einzunehmen, daß ich nicht einmal mehr an ihrem Haarputz etwas auszusetzen fand; zu Sabinens nicht geringem Aerger unterhielt ich mich ausschließlich nur mit ihrer Schwester, und wir verstanden uns bald über Erwarten gut. Vielleicht hätte ich schon diesen ersten Besuch etwas länger ausgedehnt, wenn mir Sabinens Gegenwart nicht gar zu unbequem gewesen wäre. Dazu redete ich mir ein, es würde sich nicht wohl schicken, jetzt gleich offen mit meinem Anliegen auszurücken und so gleichsam mit der Türe ins Haus zu fallen. Die Hauptsache schien mir, daß mich die Lydia offensichtlich gut leiden mochte.

Beim Abschiednehmen ließen es sich beide Schwestern angelegen sein, mich zutunlich hinauszubegleiten. Auf meine Frage, ob ich über acht Tage wiederkommen dürfe, klang es doppelstimmig und sehr herzlich zurück: „Ja, es wird mich freuen!"

Als ich am folgenden Sonntag spät abends gegen das Schmalengrüt hinaufstieg und mich dem Häuschen meiner zwei Bräute näherte, war es mir, als hörte ich darin Geflenn und Gezänk. Ich konnte der Versuchung nicht widerstehen, stahl mich leise ins Vorgärtchen hinein, von wo aus ich, halb hinter der Hausrebe versteckt, bequem zwischen den Vorhängen hindurch ins Stübchen hineinsehen konnte.

Die Sabine saß auf einem Stuhl neben dem Tische. Sie hielt sich die rotgeblümte Schürze vors Gesicht und weinte und schluchzte überlaut. „Du hast mir ihn gestohlen, ja! So eine bist du! Der Nagler hat mich gemeint, nicht dich! Und wer hat ihm das schöne Geld gegeben, ich oder du?"

Die andere stand derweil am Ofen. Sie machte ein böses Gesicht, und wenn sie auch die Haare noch kunstvoller aufgestriegelt hatte als das letzte Mal, so wollte sie mir auf den ersten Blick gar nicht recht gefallen. „Geht mich nichts an," keifte sie jetzt und tat harthölzern und verstockt. „Geht mich gar nichts an! Du weißt, was ich gesagt habe. Ich bleibe bei meiner Bedingung: gib mir dein Kassenbüchlein und du kannst dich vom Bender küssen lassen bis auf tausend und wieder zurück. Im andern Fall sag ich heut ja zu ihm und wir wechseln am nächsten Sonntag die Ringe."

Die Sabine pfnuselte nun neuerdings in die Schürze hinein. „Wenn ihm halt der Nagler nur nichts von dem Büchlein gesagt hätte . . ."

„Geht mich nichts an. Du kannst ihm ja angeben, es sei dir gestohlen worden."

Sabine ließ nun die Schürze von den Augen fallen und sah eine Weile trübselig vor sich hin. „Könntest du dich denn wirklich nicht mit der Hälfte zufrieden geben?"

Die am Ofen verzog keine Miene. „Alles oder nichts! Ich muß dir auch den ganzen Hochzeiter abtreten, nicht bloß den halben."

„Also — — ich will es dir versprechen," brachte Sabine endlich mühsam heraus, während sie sich mit den Fingern die Augen trocknete.

Aber damit war die andere noch nicht zufrieden. „Ich will nichts Versprochenes, das Büchlein will ich! Da, in der Hand will ich's haben, vorher geh ich nicht aus der Stube."

Sabine stand nun auf und ging nach der Nebenkammer hinüber. „Schön ist's nicht von dir," sagt sie, noch immer weinerlich. „Aber wenn's halt jetzt nicht anders kann sein . . ."

Die Lydia zog, wie sie allein war, die Achseln hoch und kicherte in sich hinein, verstellte sich aber gleich, wie

Sabine zurückkam. Diese hatte ein dünnes, blaues Heftchen in der Hand und hielt es der Schwester hin, das Gesicht ganz von Tränen überströmt. „Jetzt hältst du aber Wort, gelt!“

Die andere hatte das Büchlein bereits mit einem schnellen Ruck an sich gerissen. „Hab du nur keine Angst, ich mach es ihm schlecht genug!“

Und nun lachte sie laut heraus. „Du hast gewiß im Ernst geglaubt, so einer wär mir anständig gewesen? So ein Querholz, einer, der in Halbleinkleidern aufs Weiben geht! Der kann mir gestohlen werden samt seiner Verwandtschaft! Hundertmal hätt ich ihn zum Narren gehalten — grad wie jetzt dich!“

Damit war sie aus der Stube weg und ich hörte, wie sie draußen leichtfüßig die Holztreppe hinaufstieg.

Ich meinerseits hab' nun gefunden, daß ich mit meinen Sachen da oben auch am rechten Ende angelangt sei und hab mich heimzu gemacht. Ich habe extra den Weg über den Berg genommen, um dem Nagler in Holzachern im Vorübergehen ans Fenster klopfen zu können. „Es sei jetzt alles in Ordnung,“ hab ich ihm gesagt. „Und die fünfzehn Franken möge er behalten; das, was ich dafür gelernt hätte, sei mehr als soviel wert. —“

Der Erzähler nahm die weggelegte Pfeife vom Tisch auf und stopfte sie gemächlich. „Die fünfzehn Franken haben mich bis auf den heutigen Tag noch nie gereut. Ich bin dann auch kein bißchen neidig gewesen, als der Kaspar statt meiner eines schönen Tages die Kassenbüchlein-Jungfer, die Lydia, als Braut da in diese Stube gebracht hat. Der Nagler hat das nämlich nachher so zu ringgeln gewußt. Ich hab ihnen gratuliert, wie's der Brauch und recht ist und hab dann in der gleichen Woche einen Dienst in Dachbühl angetreten, wo ich es so lang aushielt, bis es dem Kaspar mit seiner Bäuerin auf dem Heimeli hier verleidet war, das heißt bis er vor Schulden nicht mehr ein noch aus gewußt hat. Seine Frau ist nämlich von Anfang an ein faules Pfund gewesen. Sie hat ihr Haar in kurzem nicht einmal mehr ordentlich gestrählt, geschweige denn gebrannt und zweistöckig aufgemacht. Ein anderer wäre mit ihr auch in die armen Tage gekommen.

„Mit meinem zusammengesparten Geldlein hab ich's dann fertig gebracht, daß dieses Häuschen nicht in fremde Hände gekommen ist. Ganz umsonst hat es denn doch nicht „Zur Treu“ heißen dürfen. Zum Heiraten hätt es mir später auch noch gelangt, sogar ohne dem Nagler seine Hilfe. Junge und Alte haben mir oft und öfters zugeredet und mir den Verstand aus dem Kopf schwatzen wollen, aber der läßt sich bei mir nicht von jedem Windlein aus seiner Ecke blasen. Kann mir einer lang vormalen, erst im Ehestand bekomme man so recht innig zu schmecken, was im guten und im unguten mit der anderen Sorte sei: mit keinem von meinen vier Schätzen hätt' ich die Probe im langen Jahr antreten mögen. Auch nicht mit des Haugbauern Witwe, die mich vor zwei Jahren extra für den Nachheuet gedungen und mir dabei allerhand zu merken gegeben hat. Man weiß schon, daß ihr Seliger von ihrem Vermögen nicht allzuviel Genuß gehabt und daß der Grabstein das einzige gewesen, das sie ihm nie vorgerupft hat.“

Der Täßli-Bender setzte den Rippentabak in Brand und blinzelte dabei mit dem Lächeln des Siegers zu mir herüber.

„Du wirst dir nun wohl auch nicht länger einbilden, du könntest an mir beim Torfstechen einen Gottslohn verdienen,“ meinte er. „Und für den Fall, daß du dir dennoch je wieder die Mühe nehmen wolltest, mich zu bekehren, so sag ich dir heut ein für allemal, ich sag dir's hier an diesem Tisch: „Das Babettli kann ich leiden, aber von meiner Weltanschauung geh ich nach wie vor nicht einen Millimeter ab.“

— Ende. —

Blütenzeit.

Graf Kuno auf dem Turme stand
Und sah hinunter in das Land —
In blütenschneeige Bäume;
Die weckten in seinem alten Hirn
Viel längstverklungne Träume . . .

Ein Jungschütz unterm Tore stand,
Blickt nach 'nem Fenster unverwandt.
Jetzt schnell verstohl'nes Winken;
Ein Scheibchen klappt — ein Pförtchen schnappt:
Vier junge Augen blinken.

Graf Kuno auf dem Turme stand —
Es zittert seine welke Hand —
Und sieht mit wehem Lächeln
Jungschütz und Dirnlein engverstrickt
Zum Blütenwald entfächeln . . .

Rob. Scheurer, Erlach-Bern.

Der Katzen-Raffael.

Gottfried Mind. 1768—1814.

Eine Mind-Bibliographie, die im Protokoll der VIII. Schweizerischen Konferenz für Erziehung und Pflege Geistesschwacher vom Mai 1911 als Anhang zu einem Vortrag über Gottfried Mind veröffentlicht ist, zählt nicht weniger als 42 Nummern. Es kann darum nicht unsere Aufgabe sein, Neues über den berühmten Idioten zu schreiben; es muß uns vielmehr genügen, das Material zusammenfassend, unsere Leser mit diesem eigenartigen Künstler bekannt zu machen.

Wer ist Gottfried Mind? Ein Zeitgenosse, vermutlich Sigmund Wagner, der Mitgründer der Berner Kunstgesellschaft vom Jahre 1813, hat im Neujahrsblatt der Zürcher Künstler-Gesellschaft auf das Jahr 1816 die Biographie Gottfried Minds geschrieben, die alle wesentlichen Züge enthält. Spätere Darstellungen fußen darauf. Gaudys biographische Novelle benutzt sie ausgiebig; was darüber hinausgeht, sind novellistische Zutaten.

Mind wurde im Jahre 1768 in Bern geboren. Sein